

SCHWEIZ



Yasemin Hutter, Dominic Bretscher, Esther Schneider und Philipp Theisoehn mit ihren Schweizer Lieblingsbüchern

Keine Matura ohne Heidi!

Welche Schweizer Bücher erklären uns die Schweiz? Ein Literaturprofessor, eine Buchkritikerin, ein Deutschlehrer und eine Buchhändlerin diskutieren – und präsentieren ihren ganz persönlichen Kanon

DIE ZEIT: Die Schweiz spricht zurzeit über ein Werk: *Blutbuch* von Kim de l'Horizon. Es wurde mit dem Deutschen Buchpreis ausgezeichnet und gilt auch als Favorit für den Schweizer Buchpreis, der am 20. November verliehen wird. Hat *Blutbuch* das Zeug, ein Klassiker zu werden?

Philipp Theisoehn: Mit Kim de l'Horizon hat zum ersten Mal eine Person einen Preis gewonnen, die nonbinär ist. Das ist eine Zäsur. Mir wäre es allerdings lieber, wenn man weniger auf die Autorschaft und mehr auf den Text schauen würde. Ich bin aber sicher, dass *Blutbuch* über dieses Jahr hinaus gelesen wird.

Esther Schneider: Kim de l'Horizon nimmt einen mit in die Genderfluidität. Man kann miterleben, was eine nonbinäre Person erleidet. Das hat mich berührt. Ich erinnerte mich an Verena Stefans *Häutungen* aus den 1970er-Jahren, das ich in meinen persönlichen Kanon aufgenommen habe. Beide Bücher handeln von Machtstrukturen in der Sexualität, und beide lösten ziemlichen Wirbel aus.

ZEIT: Abgesehen vom Wirbel: Ist *Blutbuch* auch gute Literatur? Herr Bretscher, Sie sind der Einzige in der Runde, der Kim de l'Horizon in die persönliche Liste aufgenommen hat.

Dominic Bretscher: Im Deutschunterricht suche ich immer auch nach Repräsentanz von queeren Menschen und People of Color. Die Schülerinnen und Schüler fordern das. Ich habe *Blutbuch* mit Genuss gelesen, der Text ist wahnsinnig gut. Ich glaube, die Leute fokussieren jetzt so stark auf die Person, weil sie das

Buch gar nicht gelesen haben. Dabei ist es fast schon unverschämt, was Kim de l'Horizon kann: Mal wird in *Blutbuch* die Popliteratur parodiert, dann der nervige Goethe kritisiert, alles sehr frech und satirisch. Meine Schüler lesen das Buch nächstes Semester selbstständig und können die Sexszenen überspringen, wenn sie ihnen zu hart sind.

ZEIT: Wie läuft *Blutbuch* in Ihrer Buchhandlung in Winterthur, Frau Hutter?

Yasemin Hutter: Es ist nicht mehr lieferbar! Mich selber hat es an manchen Stellen etwas ratlos zurückgelassen. Manchmal dachte ich: »Wow, so gut!«, dann wieder: »Ziemlich pubertär.« Aber es wird intensiv darüber gesprochen in der Buchhandlung, das kommt nicht sehr oft vor.

ZEIT: Worüber reden Sie mit den Kunden?

Hutter: Über die Sexszenen, die teilweise verstörend sind. Über gendergerechte Sprache und die Frage, ob sie gelungen ist.

Schneider: Interessant finde ich, dass ausgerechnet mit diesem Buch die Queerness so stark verhandelt wird. Kim de l'Horizon scheint einen Nerv zu treffen. Denn das Thema fand sich bereits in Simone Meiers *Fleisch* oder aktuell bei Simon Froehling, der mit *Dürst* ebenfalls für den Schweizer Buchpreis nominiert ist.

Hutter: Aber Froehling ist nicht nonbinär wie Kim de l'Horizon.

Theisoehn: Genau hier zeigt sich für mich ein grundlegendes Problem. Seit Längerem werden Bücher über Identität und Herkunft vermarktet. Mit Kim de l'Horizon hat man zum

ersten Mal eine nonbinäre Autorschaft, die in einem großen Verlag einen guten Roman veröffentlicht. Nun wird aber die poetische Leistung von *Blutbuch* durch die gesellschaftspolitische Diskussion völlig verschattet. Man gewinnt den Eindruck, als habe man es mit einem Manifest für gendergerechte Sprache zu tun – dabei ist *Blutbuch* zuerst mal ein poetischer Text. Poetische Sprache hat die Lizenz, neue Arten der Sprachregelung zu finden. *Blutbuch* transportiert eine sprachliche Klarheit, und darin ist es ein aufrichtiger, guter Text. Darum wäre er auch ein geeignetes Werk für die Schulen. Die Frage ist, ob man es sich als Lehrer getraut oder Angst vor den Eltern hat. *(alle lachen)*

ZEIT: Herr Theisoehn, Sie haben die Schweizer Literatur einmal so definiert: ein kurzes, ungefähr 130 Seiten langes Buch, auf dem »Roman« steht.

Schneider: Ist damit das Knappe, Verdichtete gemeint? Oder spielen Sie auf die Bescheidenheit an, keinen umfassenden Roman schreiben zu wollen?

Theisoehn: Jedes Jahr bespreche ich mit meinen Studenten die Schweizer Neuerscheinungen. Dabei fällt auf, wie schmal die Bücher sind.

ZEIT: Haben Schweizer nicht mehr zu sagen?

Theisoehn: Vielleicht sagen sie nur das, was nötig ist. Das ist auch eine Qualität. Von vie-

len deutschen Autoren kennt man eher die Ansage: Ich schreibe den Jahrhundertroman, den Berlin-Roman, oder ich schreibe über die Welt auf 500 Seiten. Der Schweizer Mainstream ist eher knapp und solide.

ZEIT: »Solide« ist die größtmögliche Beleidigung!

Theisoehn: Einen soliden Roman muss man erst mal schaffen.

Schneider: Man könnte sagen, Schweizer Literatur ist reduziert, konzentriert, runtergebrochen auf eine knappe, karge Sprache.

ZEIT: Wer auf Ihrer Liste zeigt diese verdichtete Sprache?

Schneider: Klaus Merz.

Theisoehn: Conrad Ferdinand Meyer.

Hutter: Adelheid Duvanel.

Bretscher: Friedrich Dürrenmatt, in seinem Buch *Der Auftrag*. Der Text hat 24 Sätze und ist eigentlich eine literarische Einführung in die Existenzphilosophie.

ZEIT: Unterscheidet sich die Schweizer Literatur durch diese

Knappheit von der österreichischen oder deutschen Literatur?

Theisoehn: Es ist schwierig, Literatur nach nationaler Mentalität zu definieren. Die gibt es so gar nicht. Die Schweizer Literatur war schon immer von außen beeinflusst.

Schneider: Es gibt Menschen, die in die Schweiz migriert sind und hier schreiben. Auch die

Mehrsprachigkeit prägt das Schreiben. Vor ein paar Jahren gab es in der italienischen Literatur die Strömung »Zurück in die Berge«, »Zurück zum einfachen, bäuerlichen Leben«. Der Tessiner Fabio Andina beschreibt dies in *Tage mit Felice* und widmet sich still und meditativ den großen Fragen des Lebens. Unsere Literatur ist auch von den Trends der Nachbarländer beeinflusst, sie ist europäische Literatur.

Hutter: Aber für Tessiner oder welsche Autoren ist es schwierig, sich in der Deutschschweiz zu behaupten. Andina ist eine Ausnahme.

ZEIT: Das sieht man auch in Ihren Listen: Fabio Andina ist der einzige Vertreter des Tessins, aus der Westschweiz findet sich gar niemand. Was ist mit Charles Ferdinand Ramuz?

Hutter: Den hatte ich erst auf meiner Liste!

Schneider: Auf meiner war der Lyriker Philippe Jaccottet, aber ich musste kürzen.

Theisoehn: Auch die Bündner fehlen, Leo Tuor zum Beispiel. Wir hätten 70 Namen nennen können, aber wir durften ja nur zehn! Und Schweizer Literatur ist nicht nur, was Buchpreise gewinnt oder von Expertinnen empfohlen wird. Sie ist oft wohlthuend regional, Bern zum Beispiel hat eine große Tradition von Mundartliteratur.

Schneider: Darum empfehle ich *Der Goalie bin ig* von Pedro Lenz. Es ist hohe Kunst, das Mündliche so zu verschriftlichen, dass es auch »verhebt«.

Hutter: Bei mir funktioniert Mundart nur übers Gehör. Deswegen steht auf meiner Liste der *Goalie* als Hörbuch.



Esther Schneider, 64, war Literaturchefin beim SRF und moderiert jetzt den Podcast »LiteraturPur«

Diese Woche im Alpen-Porträt: Die Psychiaterin Katharina Hüfner über Bergsucht

Diese Bücher müssen Sie lesen!

Dominic Bretscher

1. »Der Auftrag« (Friedrich Dürrenmatt)
2. »Der Mensch erscheint im Holozän« (Max Frisch)
3. »Der Immune« (Hugo Lötscher)
4. »Zündels Abgang« (Markus Werner)

Theisohn: Solch ambitionierte Mundart-Prosa wie die von Lenz gibt es in Deutschland nicht. Mundart ist zwar oft sehr bildlich, aber sie hat das Risiko, ins Kitschige zu kippen.

ZEIT: Das Herz sei »so schwär, wi nen aute, nasse Bodelumpe«, schreibt Pedro Lenz.

Hutter: Genial. Man weiß ganz genau, was er meint.

ZEIT: Welcher Schweizer Autor, welche Autorin verkauft gut, ist aber eigentlich schlecht?

Bretscher: Man muss sich fragen, was die Ambitionen des Schreibenden sind. Martin Suter schreibt für einen bestimmten Markt, den er bedient.

Hutter: Ich weiß nicht, ob Suter sich das so genau überlegt.

Theisohn: Das muss der gar nicht. Warum sollen seine Bücher schlecht sein? Suter ist ein Routinier, der Literatur als Produktion begreift. Er kann das.

Schneider: Unterhaltungsliteratur ist nicht a priori schlecht. Es gibt gute Unterhaltungsliteratur, und es gibt in der sogenannten gehobenen Literatur Werke, die nicht überzeugen.

Bretscher: *Tell* von Joachim B. Schmidt hat mich enttäuscht. Das ist eine Ansammlung von Figuren, die stereotyp handeln und stereotyp sprechen. In meinem Umfeld fanden viele das Buch toll: »Schau mal, was er aus dem Gessler gemacht hat!« Mich hat es an einen Museumsbesuch erinnert, bei dem man nur jene Bilder anschaut, die man bereits kennt.

Schneider: Das ist ziemlich böse!

ZEIT: Die Schweiz ist ein kleines Land, man kennt sich in der Literaturszene. Wagt man es hier überhaupt, kritisch zu sein?

Schneider: Ja, aber es braucht eine gewisse Distanz, und jede Kritik muss genau begründet sein. Dann nehmen die Autoren dies auch entgegen. Sonst ist es bloß ein Runtermachen.

ZEIT: Sie haben einmal gesagt, dass Sie jedem Buch während 80 Seiten eine Chance geben, bevor Sie es weglegen. Welches musste zuletzt dran glauben?

Schneider: (*überlegt*) Das war kein Schweizer Buch, aber eines, das extrem gehypt wurde:

wohl schwierig, einfach zu zählen, wie viele Männer und Frauen auf einer Liste stehen, bevor man die Texte gelesen hat. Die kulturelle oder sexuelle Identität von Texten muss nichts mit der Autorschaft gemein haben.

Schneider: Als ich ins Gymi ging, hat man mir die Schweizer Autoren total vergällt. Ich hatte mich auf die große Literatur gefreut. Aber dann behandelten wir ein Jahr lang nur Gottfried Keller und C. F. Meyer. Das war so uninspiriert und hatte nichts mit mir zu tun! Es vergingen Jahre, bis ich wieder einen Schweizer Klassiker in die Hand nahm.

Hutter: In unsere Buchhandlung kommen immer wieder Leute, die sagen: Ich kenne deinen Geschmack. Was soll ich lesen? Dann nenne ich als Erstes meine Herzensbücher. Manchmal muss man aber auch das richtige Buch für eine Kundin finden und nicht das beste. Leider fragen immer weniger Kunden nach Lesetipps, und nur wenige junge Menschen kommen zu uns.

Schneider: Als meine Kinder klein waren, habe ich mir überlegt, wie ich sie zum Lesen animieren könnte. Ich ließ überall Bücher herumliegen, Comics, Romane. Meinen Söhnen las ich immer vor und hörte auf, wo es am spannendsten wurde. Wenn sie protestierten, gab ich

ihnen das Buch und sagte: Hier, lest selber weiter!

Bretscher: Man kann die Jugendlichen in ihrer Lebenswelt und bei ihren Themen abholen. Aber man muss aufpassen. Bei uns interessieren sich viele für deutschsprachigen Rap. Man darf sich als Lehrer auf keinen Fall anbiedern und etwa sagen, Gangsta-Rap sei mit Sturm und Drang vergleichbar. Dann finden sie: Äh, nein?! Warum müsst ihr Lehrer uns jetzt auch noch den Rap wegnehmen?

ZEIT: Heute bringen viele Frauen Bücher auf den Markt. Wie viel leichter haben sie es als Adelheid Duvanel, die erst jetzt, lange nach ihrem Tod, gefeiert wird?

Theisohn: Zu Lebzeiten verkannt zu werden ist ein Schicksal, das viele literarische Existenzen teilen. Heute ist von Frauen verfasste

Hutter: Man lernt in Biel, mit Agenten umzugehen, wie das Geschäft, der Literaturbetrieb funktioniert.

ZEIT: Kauft man sich mit einem Studium am Literaturinstitut also in den Betrieb ein?

Schneider: Das mag für einen Erstling da und dort so sein. Aber wenn sich jemand nicht weiterentwickeln, keine literarische Kraft entfalten kann, kommt er nicht weiter. Da hilft dann auch kein Biel.

ZEIT: Wozu braucht ein Land Literatur?

Schneider: Mit Literatur reiben sich Schriftsteller an der Schweiz und halten ihr den Spiegel vor.

Bretscher: So wie Jonas Lüscher, der mit *Frühling der Barbaren* die Finanzkrise beschreibt und einen Schweizer zur Hauptfigur macht.

Theisohn: Literatur ist ein Diskurs- und Gedächtnisraum. Wer schreibt, befindet sich in einem Sprachkontinuum, wo viele Erinnerungen gespeichert sind. Neue Texte knüpfen daran an. Es ist problematisch, wenn die Literatur aus der Öffentlichkeit verschwindet, weil die Kulturberichterstattung schrumpft. Gerade jetzt, wo gefühlt vieles zusammenbricht. Der Firnis ist dünn, und wenn man wissen will, was sich darunter befindet, muss man die Literatur dieses Landes lesen. Dann merkt man, dass es auch eine andere Schweiz gibt als die, die wir in der *Tagesschau* sehen.

Bretscher: Die Frage ist doch: Brauchen wir die Autoren als öffentliche Intellektuelle, oder sollten wir gescheiter deren Werke lesen? Ich habe Max Frisch selber nicht mehr erlebt, aber es muss irgendwann genervt haben, wenn einer zu jedem Thema etwas zu sagen hat.

Schneider: Mir fehlt manchmal die Vielfalt. Es sind immer dieselben, die gehört werden. Als ich eine junge Journalistin war, wurde ständig Peter Bichsel gefragt, heute ist es Bärfüss.

Theisohn: Das war schon bei Gotthelf so. Er war ein wahnsinniger Querulant, hat permanent böse Briefe und Eingaben geschrieben und wurde dafür auch gehasst. Es gibt immer noch die Sehnsucht nach den alten beiden Herren auf dem Theaterbalkon, nach Stratler und Wäldorf, oder nach

Theisohn: Man könnte auch sagen, das große Schweizer Epos hat keine Heldenfigur. Was in anderen Ländern ein Krieger wäre, ist hier ein Mädchen, das lesen lernt und sich gegen die bösen Deutschen behaupten muss. *Heidi* ist auch eine Geschichte der Modernität. Spyri erzählt den Umbruch, auf dem wir heute stehen. Ganz oben auf der Alp, da ist man in einer archaischen Welt, dann steigt man hinab und kommt zum Alpöhi, der sich der neuen Zeit entziehen möchte. Noch weiter unten kommt man ins Dörfli, das bereits die Prekarität der Moderne abbildet. Und, nicht zu vergessen, das Thema prekäre Männlichkeit.

ZEIT: Wie meinen Sie das?

Theisohn: Der Geissenpeter ist der Inbegriff geistiger und materieller Armut. Nicht nur in der Schule ist er immer hintan. Und wenn ihm Heidi keine Aufmerksamkeit mehr schenkt, neigt er zu Gewaltausbrüchen. Andererseits ist er von unendlicher Klugheit. Recht am Anfang gibt es eine interessante Stelle, als die beiden auf der Alp sind. Heidi fragt: »Wie heißt der Berg?« Und Peter antwortet: »Berge heißen nicht.«

ZEIT: Und warum ist der *Bauernspiegel* für Sie so wichtig?

Theisohn: Gotthelf ist der größte Erzähler, den dieses Land je hatte. In allem. Es beginnt mit dem Satz: »Ich bin geboren in der Gemeinde Unverstand in einem Jahr, welches man nicht zählte nach Christus.« Ein Satz, und die ganze Welt ist ausgebreitet. Dann beginnt das Erzählen über eine Gesellschaft, die es heute noch gibt.

ZEIT: Aber doch nicht hier in Zürich!

Theisohn: Oh doch, auch und gerade in Zürich. Man kann ihre Regeln nur im Emmental besser lernen. Es ist eine Welt, in die man nicht einfach kommen und beurteilen kann, was richtig ist und was falsch. Da gelten andere Gesetzmäßigkeiten, da gibt es viele kleine Bösartigkeiten, die sich einnisten. Gotthelf beschreibt dies in einer präzisen,

aber auch teilnehmenden Art. Und im *Bauernspiegel* lernt man auch die Geschichte der Verdingkinder von Grund auf neu kennen.

Schneider: Der *Bauernspiegel* erschien 1837, *Heidi* 1880. Dass wir noch immer darüber

Yasemin Hutter

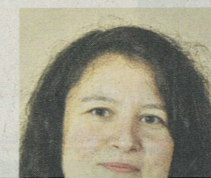
1. »Schlumpf Erwin Mord« (Friedrich Glauser)
2. »Das Versprechen« (Friedrich Dürrenmatt)
3. »Tage mit Felice« (Fabio Andina)
4. »Der Spaziergang« (Robert Walser)
5. »Der Goalie bin ig« (Pedro Lenz)
6. »Fern von hier« (Adelheid Duvanel)
7. »Das glückliche Tal« (Annemarie Schwarzenbach)
8. »Die Marschallin« (Zora del Buono)
9. »Der Sprung« (Simone Lappert)
10. »Pitschi« (Hans Fischer)

Philipp Theisohn

1. »Der Bauernspiegel« (Jeremias Gotthelf)
2. »Heidis Lehr- und Wanderjahre« (Johanna Spyri)
- 3.



Dominic Bretscher, 38, unterrichtet am Liceo Artistico in Zürich Deutsch und Filmanalyse



3. »Der Immune« (Hugo Lötscher)
4. »Zündels Abgang« (Markus Werner)
5. »1979« (Christian Kracht)
6. »Frühling der Barbaren« (Jonas Lüscher)
7. »Marta und Arthur« (Katja Schönherr)
8. »Ich denk, ich denk zu viel« (Nina Kunz)
9. »Aus der Zuckerfabrik« (Dorothee Elmiger)
10. »Blutbuch« (Kim de l'Horizon)

Esther Schneider

1. »Mars« (Fritz Zorn)
2. »Tauben fliegen auf« (Melinda Nadj Abonji)
3. »De Goalie bin ig« (Pedro Lenz)
4. »Der Spaziergang« (Robert Walser)
5. »Häutungen« (Verena Stefan)
6. »Tage mit Felice« (Fabio Andina)
7. »GRM« (Sibylle Berg)
8. »Die Erfindung des Ungehorsams« (Martina Clavadetscher)
9. »Jakob schläft« (Klaus Merz)
10. »Der Geliebte der Mutter« (Urs Widmer)

ZEIT: Sie haben einmal gesagt, dass Sie jedem Buch während 80 Seiten eine Chance geben, bevor Sie es weglegen. Welches musste zuletzt dran glauben?

Schneider: (überlegt) Das war kein Schweizer Buch, aber eines, das extrem gehypt wurde: *Identitti* von Mithu Sanyal ...

Bretscher: ... das ist super!

Schneider: Sie schreibt super Essays, aber Romane kann sie nicht. *Identitti* ist zu lang und zu zäh.

Theisohn: Wie *GRM* von Sibylle Berg. Man hätte das auch auf 60 Seiten erzählen können statt auf 700. Und ich mag *Vielen Dank für das Leben* doch so sehr.

Bretscher: In meiner Klasse kam *GRM*, dieser dystopische Roman, sehr gut an. Viele nahmen ihn auf ihre Matura-Leseliste. Ich glaube, weil sich die Jugendlichen sehr für Utopien, Dystopien und Fantasy interessieren. In *GRM* geht es um die Angst vor Dingen, die eines Tages Wirklichkeit werden könnten. Wenn man bedenkt, dass in England jetzt gerade Menschen hungern, ist das Buch schon fast prophetisch.

Hutter: Ich habe *Die Aufdrängung* von Ariane Koch kürzlich weggelegt. Der Roman wurde gelobt, hat Preise gewonnen, aber ich habe ihn nicht begriffen.

Theisohn: Ich finde, das war ein starkes Debüt, aber natürlich keines ohne Schwächen. Gut: Es geht um die Invasion des Privaten, das Gefühl, ausgeliefert zu sein. Eine interessante Anlage. Problematisch finde ich, wenn man dann versucht, zwingend eine Brücke zur Aktualität von »Fremdheit« zu schlagen.

Schneider: Ähnlich prophetisch wie Sibylle Berg ist Lukas Bärfuss. In *Hagard* thematisiert er die Zerbrechlichkeit der Zivilisation, die wir jetzt mit der Energieknappheit spüren. Sein neuestes Buch *Vaters Kiste* übers Erben ist erneut aktuell. Auch in der Schweiz tun sich Gräben auf, der Mittelstand erodiert, und die Schere zwischen Arm und Reich öffnet sich immer mehr.

ZEIT: Trotzdem hat es Bärfuss nicht auf Ihre Listen geschafft.

Schneider: Ihn kennt man doch! Ich wollte Namen, die man noch entdecken kann.

Theisohn: *Koala* war bei mir in der engeren Auswahl. Aber Gotthelf war mir wichtiger.

ZEIT: Wie wichtig ist Ihren Schülern eigentlich die Nationalität der Schriftsteller?

Bretscher: Als ich in Zürich Germanistik studierte, hieß es noch, dass der Autor keine Rolle spielt. Man schaute nur den Text an. Das hat sich total gedreht. Meine Schülerinnen und Schüler interessieren sich sehr für die Identität der Schriftsteller, aber als Letztes für deren Reisepass. Gender ist ihnen wichtig, die Hautfarbe, die soziale Herkunft. Vor diesem Hintergrund lesen und kritisieren sie die Werke. Und sie verlangen, dass auf der Leseliste für die Matura genauso viele Frauen wie Männer vertreten sind.

Theisohn: Wir haben diese Debatte an der Uni, das ist auch okay. Ich finde es gleich-

und Eingaben geschrieben und wurde dafür auch gehasst. Es gibt immer noch die Sehnsucht nach den alten beiden Herren auf dem Theaterbalkon, nach Statler und Waldorf, oder nach Frisch, Dürrenmatt, die man immer zu allem fragen konnte.

Theisohn: Zu Lebzeiten verkannt zu werden ist ein Schicksal, das viele literarische Existenzen teilen. Heute ist von Frauen verfasste Literatur deutlich sichtbarer und präsent als noch vor 30 Jahren. Das hat auch damit zu tun, dass der Schweizer Literaturbetrieb mehrheitlich durch Frauen getragen und bestimmt wird.

ZEIT: Beim Schweizer Buchpreis sitzen fünf Frauen in der Jury. Ist das ein Problem?

Theisohn: Nein, wieso? Das bildet schlichtweg Machtverhältnisse ab. Daran ist nichts verwerflich.

ZEIT: Die Buchverkaufstatistik von 2021 zeigt, dass sechs der zehn meistverkauften Bücher von Schweizer Autorinnen und Autoren sind: Krimis und Romane von Christine Brand und Silvia Götschi, Donna Leon, Benedict Wells, Joël Dicker, Arno Camenisch. Die Schweizer mögen Schweizer Literatur, aber nicht jene, welche die Jurys empfehlen.

Hutter: Wir in dieser Runde sind alle Berufsläser. Einige meiner Kunden lesen vielleicht fünf Bücher im Jahr, und zwar in ihren Ferien. Dann lesen sie halt gerne Krimis. Wir sehen, dass sich jene Autoren gut verkaufen, die einen großen Namen oder einen großen Verlag haben. Und dazu das, was wir als Buchhandlung empfehlen und was in den Zeitungen besprochen wird.

Schneider: Leider werden durch den Zusammenschluss von Zeitungen in den Feuilletons immer weniger Bücher besprochen ...

Theisohn: ... was keine gute Voraussetzung ist für den Literaturbetrieb. Bei den Medien zählt, was klickt, das tun Buch- oder Theaterrezensionen nicht. Darum setzt man lieber auf Debattenbeiträge zur *Cancel Culture*.

ZEIT: Viele, die heute für Preise nominiert werden, haben am Literaturinstitut in Biel studiert. Was bedeutet das?

Theisohn: Das Literaturinstitut schafft natürlich Voraussetzungen, die es manchen Leuten eher ermöglichen, auf die Shortlist zu kommen. Es findet da auch eine Verdichtung der kulturellen Beziehungen statt, die eh schon dicht sind.

ZEIT: Ist das ein Problem?

Theisohn: Ich weiß es nicht. Man kann natürlich dankbar für geleistete Arbeit sein. Aber man muss sich fragen, welche Autor-schaften dort nicht gesichtet und gefördert werden: Außenseiter, spätberufene Leute mit einem anderen Schatz an Lebenserfahrungen. Literarische Punk-Karrieren gibt es leider kaum in unserem Land.

Schneider: Andererseits spricht nichts gegen Orte, an denen an Texten gearbeitet wird.

und Eingaben geschrieben und wurde dafür auch gehasst. Es gibt immer noch die Sehnsucht nach den alten beiden Herren auf dem Theaterbalkon, nach Statler und Waldorf, oder nach Frisch, Dürrenmatt, die man immer zu allem fragen konnte.

ZEIT: Schriftsteller als Gewissen des Landes?

Theisohn: Ja, wobei sie häufig Dinge sagen, die einen dann gar nicht so überraschen. Mir wäre es lieber, wenn man die Antworten in den Texten selbst suchen würde. Nehmen wir die Mutterschaft: Welche Texttradition gibt es da? In der Schweiz ist Mutter-schaft anders konnotiert als in Frankreich.

Jeder, der ein Kind hat, weiß, dass es hier als erstrebenswert gilt, das Kind zu Hause zu behalten bis zur Matura. (*alle lachen*) Mariella Mehr zeigt mit *Daskind*, dass es in der Schweiz auch eine andere Tradition von Kindheit gab.

ZEIT: Es geht um ein Adoptivkind, das keinen Namen und keine Rechte hat, gezüchtet und misshandelt wird.

Schneider: Oder *Das Eidechsenkind* von Vincenzo Todisco, in dem die brutale Einwanderungspolitik der 1960er-Jahre thematisiert wird. Ein Kind wird daheim versteckt, während die Mutter in der Fabrik und der Vater auf dem Bau arbeitet.

Bretscher: *Faserland*, der Debütroman von Christian Kracht, gibt auch Anlass, über die Schweiz nachzudenken. Eine Figur sagt da den Wahnsinnsatz, die Schweiz sei »das große Nivellierland«. Daraus ergeben sich in meiner Klasse interessante Diskussionen. Oder die Kolumnensammlung *Ich denk, ich denk zu viel* von Nina Kunz. Da dreht sich viel um Zürich, die Stadt meiner Jugendlichen. Viele Probleme, die sie beschäftigen, gehen aber über die Landesgrenze hinaus: der Klimawandel zum Beispiel. Da sind sie unfassbar gut informiert und global vernetzt.

Theisohn: Um die Schweiz zu verstehen, kommt man um zwei Bücher nicht herum: den *Bauernspiegel* von Gotthelf und *Heidi* von Johanna Spyri, der mit Abstand erfolgreichste Text dieses Landes.

ZEIT: Was macht ihn so gut?

Theisohn: Er ist wahnsinnig gut erzählt und transportiert die Selbstbeschreibung des Landes, die bis heute in den Köpfen vieler Menschen steckt und bespielt wird bis in die obersten Etagen.

ZEIT: Heidi, das unschuldige Mädchen in der heilen Alpenwelt ...

Schneider: ... das vom Heimweh, dieser Schweizer Krankheit, heimgesucht wird, als es in die große Stadt nach Frankfurt kommt.



Yasemin Hutter, 41, arbeitet als Buchhändlerin bei »Buch am Platz« in Winterthur

auch die Geschichte der Verdingkinder von Grund auf neu kennen.

Schneider: Der *Bauernspiegel* erschien 1837, *Heidi* 1880. Dass wir noch immer darüber sprechen, zeigt, wie gut die Texte waren. Und wie aktuell sie geblieben sind.

ZEIT: Über welche Bücher werden wir in 100 Jahren sprechen?

Bretscher: Wenn Außerirdische in die Schweiz kämen und ich möglichst rasch die Schweiz erklären müsste, würde ich sagen: Lest *Der Waschküchenschlüssel* oder *Was – wenn Gott Schweizer*

wäre von Hugo Loetscher. Der Text ist aus dem Jahr 1988, könnte aber auch von heute sein. In einer Passage sucht die Hauptfigur in einem Mundartlexikon Synonyme für das Wort »arbeiten«. Sie findet etwa 20: chrampfe, wärche, jufle, schäfferle und so weiter. Danach schlägt er das Wort »freuen« nach. Und merkt, es gibt nur ein einziges Wort dafür. (*schallendes Gelächter*)

ZEIT: Eine Frage zum Schluss: Welches Ihrer Bücher hat Sie persönlich am meisten geprägt?

Theisohn: Die guten Gedichte von C. F. Meyer, zum Beispiel *Möwenflug*, *Schwüle*, *Das Strandkloster*. Meyers Gedichte sind letztlich der einzige, aber enorm wichtige Beitrag der Schweiz zur modernen Lyrik. Mit Meyer beginnt die deutschsprachige Lyrik überhaupt, selbstreflexiv zu werden.

ZEIT: Was gefällt Ihnen daran?

Theisohn: Man spürt das nur im Nachsprechen. Beim Rezitieren findet eine Entleerung statt, man ist nur noch Wort. Der Text kreist um das Leere, und man fragt sich, ist man Wesen oder nur noch Schein? Diese Gedichte haben weltliterarisches Format.

Hutter: Bei mir ist es *Das Versprechen* von Dürrenmatt. Ich las es als Schülerin. Der Schluss hat mich total umgehauen. Diese Ungerechtigkeit, dass der Schuldige nicht bestraft werden kann, weil er bei einem Unfall starb, habe ich kaum ausgehalten.

Schneider: *Tauben fliegen auf* von Melinda Nadj Abonji hat mich an meine Familiengeschichte erinnert, mein Großvater stammt aus Italien. Es geht darum, wie man in einem neuen Land ankommt und eine Identität aufbaut. Und auch um die Frage, wie viel von der eigenen Herkunft man mitnehmen darf. Was heißt es, sich anzupassen, wie geht Integration?

Bretscher: *Der Immune* von Hugo Loetscher. Ich habe dort das Denken in der Möglichkeitsform entdeckt. Und das Buch geht der Frage nach, wie man ein Leben aushält, wenn man nach fünf Minuten Nachrichten lesen, hören oder schauen eigentlich aus dem Fenster springen möchte.

Das Gespräch führten Sarah Jäggi und Salome Müller

- (Jeremias Gotthelf)
2. »Heidis Lehr- und Wanderjahre« (Johanna Spyri)
 3. »Gedichte« (C. F. Meyer)
 4. »Erzählungen« (Adelheid Duvanel)
 5. »Daskind« (Mariella Mehr)
 6. »Ich werde hier sein im Sonnenschein und im Schatten« (Christian Kracht)
 7. »Die Schattmattbauern« (C. A. Loosli)
 8. »Knochenlieder« (Martina Clavadetscher)
 9. »Die künstliche Mutter« (Hermann Burger)
 10. »Ohren haben keine Lider« (Monique Schwitter)



Diese Bücher müssen Sie lesen!